

(Nachdruck verboten.)

Arbeit.

26)

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucas mußte schließlich annehmen. Boisgelin sprach taktloserweise wieder von der Parforcejagd und erkundigte sich beflissen, ob der junge Mann noch lange genug in Beauclair bleibe, um daran teilzunehmen. Lucas erwiderte, daß er darüber noch nichts Bestimmtes wisse, daß Boisgelin aber wohl nicht auf ihn werde zählen können. Suzanne hörte ihm mit schwachem Lächeln zu und drückte ihm dann nochmals die Hand, die Augen von dem Gefühl ihrer gegenseitigen geschwisterlichen Sympathie besüßelt.

„Auf Wiedersehen, lieber Freund!“

Und als die Victoria sich endlich in Bewegung setzte, begegnete Lucas zum letztenmal den Augen Monsieur Jérôme's, dessen Blick langsam von Fernande zu Suzanne zu wandern schien, wie in stummer Beobachtung der letzten Zerstörung, von der sein Geschlecht bedroht war. War dies übrigens nicht bloß eine Täuschung, erschien nicht vielmehr in seinen Augen einfach nur das einzige Gefühl, das zuweilen kaum merklich darin erwachte, wenn er seine geliebte Enkelin ansah, die einzige, die er liebte und noch anerkennen wollte?

Als sie miteinander gegen Beauclair hinfuhren, verstand Lucas sehr bald, warum Delabean solchen Wert darauf gelegt hatte, ihn mitzunehmen. Der Direktor brachte das Gespräch sogleich wieder auf seine plötzliche Berufung nach Beauclair, wollte erfahren, zu welchem Zwecke er gekommen sei, und was Jordan in Bezug auf die Direktion seines Hochofens zu veranlassen gedachte, nun, da Varoché, der alte Ingenieur, gestorben sei. Delabean nährte schon lange den geheimen Plan, den Hochofen, sowie das große Terrain, das zwischen diesem und seinen Werken lag, anzukaufen, um den Wert der Werke dadurch zu verdoppeln. Aber dazu bedurfte es großer Summen, die er in nächster Zeit nicht zur Verfügung haben konnte, und er hatte daher stets nur auf eine langsame und allmähliche Ausdehnung gerechnet. Der plötzliche Tod Varoché's hatte jedoch seine Begierde entflammt und in ihm die Hoffnung erweckt, daß es ihm vielleicht gelingen könnte, mit Jordan ein Abkommen zu treffen, der, wie er wußte, bloß seinen Studien lebte und das Verlangen empfand, sich von einem Unternehmen zu befreien, dessen Führung ihm eine Last war. Daher erregte ihm das plötzliche Eintreffen Lucas', und daß er von Jordan berufen worden, beträchtliche Unruhe, denn er fürchtete, daß Lucas sein Projekt durchkreuzen könnte, dessen er übrigens bisher nur in sehr vorsichtiger Weise Erwähnung gethan hatte. Schon nach den ersten, in gutmütig vertraulichem Tone gestellten Fragen wurde Lucas mißtrauisch, obgleich er noch nicht alles durchschaute, und er antwortete ausweichend:

„Ich weiß gar nichts, ich habe Jordan seit mehr als sechs Monaten nicht gesehen. Die Direktion seines Hochofens wird er wohl ganz einfach irgend einem tüchtigen jungen Ingenieur anvertrauen.“

Er bemerkte, daß Fernande den Blick nicht von ihm wandte, während er sprach. Die schlafende Nise auf dem Schoße, saß sie schweigend da und hörte mit gespanntem Interesse zu, als ob sie ahnte, daß ihr Schicksal sich hier entscheide. Sie heftete ihre Augen auf diesen jungen Mann, in welchem sie sogleich einen Feind gewittert hatte. Hatte er nicht Partei für Suzanne ergriffen, hatte sie nicht beobachten können, wie vertraut sie miteinander waren, wie geschwisterlich ihre Hände sich vereinigt hatten? Und nun fühlte sie, daß der Krieg zwischen ihm und ihr erklärt war, und auf ihrem schönen Gesichte erschien ein leichtes, grausames Lächeln, der Reflex des festen Entschlusses, den Sieg zu erringen um jeden Preis.

„O, ich spreche nur davon“, sagte Delabean, den Rückzug antretend, „weil ich oft gehört habe, daß Jordan daran denkt, sich ganz nur seinen Forschungen zu widmen. Er hat schon wunderbare Erfindungen gemacht.“

„Wunderbare Erfindungen!“ wiederholte Lucas in begeisterten Tone.

Der Wagen hielt am Thor der Grècherie, Lucas stieg ab, dankte und war allein. Er fühlte sein ganzes Wesen verwandelt, durchbebt von dem Schauer der zwei Tage, die ein wohlthätiges Schicksal ihn seit seiner Ankunft in Beauclair hatte erleben lassen. Er hatte die beiden Seiten der verabscheuungswürdigen Welt gesehen, deren morsches Gebälk in allen Fugen krachte: das ungerechte Elend der einen, den vergiftenden Reichtum der andern. Die schlecht bezahlte, verachtete, ungerecht verteilte Arbeit war zur Qual und zur Schande geworden, während sie der Schmutz, die Gesundheit, die Ehre des Menschen sein sollte. Sein Herz wollte zerspringen, sein Hirn fieberte im Vorgefühl der Geburt des Gedankens, den er seit Monaten in der Seele trug. Ein Schrei nach Gerechtigkeit löste sich aus seinem ganzen Wesen, er fühlte, daß er fortan keine andre Aufgabe im Leben hatte, als den Unglücklichen zu Hilfe zu eilen und alles daran zu setzen, um ein wenig Gerechtigkeit auf Erden zu erobern.

IV.

Am nächsten Tag, am Montag, sollten Jordan und seine Schwester mit dem Abendzug nach Beauclair zurückkehren und Lucas verbrachte den Vormittag im Park der Grècherie, der kaum zwanzig Hektar umfaßte, der aber durch seine wundervolle Lage, seine zahlreichen Quellen und seine herrliche Vegetation einem Stück Paradies glich, und in der ganzen Gegend berühmt war.

Das Wohnhaus war ein ziemlich schmaler Ziegelbau ohne Stil, den der Großvater Jordans zur Zeit Ludwig XVIII. an Stelle des alten, während der Revolution niedergebrannten Schlosses hatte auführen lassen; es lehnte sich an den Abhang der Monts Bleusés, eine steile, mächtige Wand, die hier am Ende der Schlucht von Brian als letzte Erhebung in die ungeheure Ebene der Roumagne hinausragte. Der Park, gegen Süden gelegen und durch diesen Wall gegen die Nordwinde geschützt, bildete gleichsam ein natürliches Treibhaus, in welchem ein ewiger Frühling herrschte. Eine üppige Vegetation bedeckte hier die Felswand, dank den zahlreichen Bächen, die überall fastadenförmig herabrieselten, und steile Pfade, in den Fels gehauene Stufen führten hinauf durch Säulingpflanzen und immergrüne Sträucher. Dann vereinigten sich die Bäche zu einem Flüsschen, das, ruhig hingleitend, den ganzen Park mit seinen weiten Rasenflächen und herrlichen Bäumen bewässerte. Jordan, der diese fruchtbare Natur ihre eignen Wege gehen lassen wollte, hielt sich nur einen Gärtner und zwei Gehilfen, die außer einem Gemüsegarten und einigen Blumenbeeten vor dem Wohnhaus lediglich die Reinigung des Parks zu besorgen hatten.

Der Großvater des jetzigen Besitzers, Aurélien Jordan de Beauvisage, war im Jahre 1790, kurz vor dem Anbruch der Schreckensherrschaft, geboren worden. Die Beauvisage, eine der ältesten und vornehmsten Familien der Gegend, waren damals schon stark herabgekommen, und besaßen von ihren einstigen ausgedehnten Gütern nur noch zwei Pachtgründe, die heute zu den Aekern von Combettes gehören, abgesehen von etwa tausend Hektar nackten, unfruchtbaren Steinbodens, die sich längs der Felswand der Monts Bleusés hinzogen. Aurélien war noch nicht drei Jahre alt, als seine Eltern auswandern mußten, nachdem in einer fürchtbaren Winternacht ihr Schloß in Flammen aufgegangen war. Bis 1816 lebte er dann in Oestreich, wo rasch nacheinander seine Mutter, dann sein Vater gestorben waren und ihn in tiefster Armut zurückgelassen hatten. Er hatte seine unvollkommene Bildung in einer Gewerbeschule erhalten, und hatte nur so viel Brot zu essen, als er sich durch seiner Hände Arbeit als Mechaniker in einer Eisenerzmine erwarb. Er zählte also kaum sechsundzwanzig Jahre, als er unter der Regierung Ludwigs XVIII. in seine Heimat Beauclair zurückkehrte. Hier fand er den Besitz seiner Väter abermals stark vermindert, denn die zwei Pachtgüter waren ihm weggenommen worden, und es war nichts geblieben als der kleine noch jetzt bestehende Park und die tausend Hektar Steinboden, die niemand wollte. Durch sein hartes Schicksal stark demokratisiert, fühlte er, daß er kein Beauvisage mehr sein könne, nannte sich fortan ganz einfach Jordan und heiratete die Tochter eines sehr reichen Land-

mannes aus Saint-Cron, deren Mitgift es ihm ermöglichte, auf der Brandstätte seines Ahnenschlosses das bürgerliche Haus bauen zu lassen, das sein Enkel noch jetzt bewohnte. Hauptsächlich aber gedachte er, der Arbeiter mit den schwarzen Händen, der Erzminen und des Hochofens in Oestreich, wo er als Mechaniker beschäftigt gewesen, und suchte und fand um 1818 eine ähnliche Mine auf den Felsgründen seines Besitzes, deren Vorhandensein er infolge einer legendarischen Ueberlieferung in seinem Hause vermutet hatte. Hierauf errichtete er oberhalb der Erzeerie, auf halber Höhe der Felswand, den Hochofen, den ersten, der in dieser Gegend gebaut worden war. Von da ab war er nur noch ein Industrieller, der freilich keine großen Reichthümer erwarb, da es ihm an dem erforderlichen Betriebskapital fehlte, und der nur den Anspruch auf die Dankbarkeit des Bezirks besaß, daß er durch seinen Hochofen die unternehmenden Arbeiter herbeigelockt hatte, die dann die Gründer der jetzigen großen Fabriken wurden, unter andren Blaise Durignon, den Streckarbeiter, der 1823 die Stahlwerke gründete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

47) Die bunke Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Sie beugte sich zu Bohrmann herab, der sich wieder gesetzt hatte und dem die Thränen in den Augen standen.

„Schämen Sie sich was! Heulen auch noch! Lassen Sie das! Ich bin herzleidend und Heulen bekommt mir nicht... Darum war ich in Karlsbad... Sie brauchen ja nur dreimal wiederzukommen, ganz recht, oder viermal... Sie machen mich ganz konfus, und wenn Sie sechsmal wiederkommen. Die Kiezen is allemal diejenige, welche. Allemal, hat mein Seliger gesagt, und sein Wort halte ich in Ehren wie sein Andenken... es haben mir viele gewollt, früher, und ich... Na, is Ihnen wieder besser? Hab' ich Sie gebissen? Zweihundert Thaler kann jeder haben, von mir, jeder. Sie nich, Herr Clausing. Sie sind nich jeder. Sie sollen mir erzählen, wo und wie.“

Vor so viel Güte schwand Bohrmanns Scham. Er faßte die Hand der braven, bicken Frau und ließ sich von ihr seinen Kummer herausholen, wenigstens so viel, als er glaubte erzählen zu dürfen. Frau Kiez beruhigte ihn dabei mit süßem Biqueur und Selterwasser, und wenn er verstummte, redete sie ihm zu.

„So dumm wie die Kiezen ist, es hat noch keinem geschadet, mit ihr zu reden... Dummheit is nich Pochen. Sie steck nicht an. Mein Seliger hat an die zwanzig Jahre mit mir gelebt und ist nicht dumm von geworden.“

Endlich meinte sie, die Sachlage zu übersehen.

„So 'n Weibstück! Einem Manne wie Sie durchzugehen! Und mit dem Nas, dem Direktor! Da schlag einer lang hin! Lieber Sohn, wissen Se was? Seien Sie froh, und Punktum.“

Bohrmann kam wieder auf die Geldfrage zurück. Der kleinere Betrag betreffe unbezahlte Rechnungen. 1800 Mark aber habe sich seine leichtsinnige Frau von einer Dame geliehen... Frau Kiez solle nicht fragen... Das müsse er zurückzahlen oder sich das Leben nehmen. Das Geld sei hinter seinem Rücken von einer unwürdigen Freundin entlehnt und offenbar für allerlei Brumk, für Kleider und Wäsche verbraucht worden.

„Ihnen glaube ich,“ rief Frau Kiez freudestrahlend. „Sie sind der erste, dem ich glaube. Den andern habe ich's auch gegeben, aber Ihnen glaube ich. Sie wären wirklich lapabel, sich das Leben zu nehmen. Wir zahlen also lieber. Heute zweihundert und morgen zweihundert... aber hören Sie mal, lieber Sohn... das ist ja merkwürdig! Dreimal zweihundert, sagen Sie, und für Kleider und Wäsche, sagen Sie? Nicht auch für eine Badereise?... Nicht wahr?... Det stimmt! Just dreimal hat Ihre liebe Frau... nee, det schlechte Frauenzimmer! Entschuldigen Sie... dreimal hat Ihre Frau... warten Sie mal.“

Keuchend schleppte Frau Kiez ihre Kille zu einem mahagonibraunen Cylinder-Schreibtisch, öffnete vorsichtig ein Sicherheitschloß und holte ein dickes Buch hervor. Sie beugte die Finger und fing zu blättern an.

„Det stimmt!“ rief sie, und ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen. „Sehen Sie selbst! Da: An Herrn Clausing... entschuldigen Sie, aber das sind Sie... zweihundert...“

ich rechne immer nach Thaler... für standesgemäße Wäsche und Kleider. Dann wie wir in Ostende waren: An Frau Clausing zweihundert für eine Badereise ihres Mannes. Dann vor vier Wochen: An Frau Clausing zweihundert für Bezahlung einer standesgemäßen Milchgarmentur... Mein Söhnchen, mein Söhnchen! Nu wird alles jut und thut mir nicht kosten. Die Kiezen is nämlich gar nicht dumm. Sie haben geglaubt, Mascha Lofe hätte das Geld hergegeben? So was! So is er nich, und so is sie ooch nich. Liebster, bester Herr Cl... na ja. Was Sie geglaubt haben, is mir Nade wie Hofe. Jetzt aber wissen Sie, daß keine andre als die Kiezen die Dame is, der Sie det Geld schuldig sind! Müßen Sie sich da drum aufheulen oder erschrecken? Drückt es Sie sehr? Ich habe noch satt zu essen.“

Bohrmann hatte die Augen geschlossen. Als er wieder aufblieb, sah er die mütterlich gütigen Augen der Frau Kiez auf sich gerichtet.

„Und wissen Sie, was mein Seliger noch gesagt hat? Du wirst es fast immer an Lumpen wegschmeißen, hat er gesagt. Fast immer! Da hat er nicht: allemal... gesagt! Und Sie, Herr... Sie sind ein anständiger Mensch, das jagt Ihnen die Kiezen... austreichen thue ich die drei Posten nicht. Wenn Sie's einmal übrig haben, morgen oder in zwanzig Jahren, dann kommen Sie, und heute bleibt's bei zweihundert.“

Schneller, als man es ihr zugetraut hatte, griff Frau Kiez zur Feder und schrieb, halbblaut mitsprechend:

„Am 14. September an Herrn Clausing für Schulden seiner Frau zweihundert.“

„Ach was... ich weiß schon, wie Sie heißen... hier haben Sie zweihundert bar. Hier, und damit zahlen Sie die Rechnungen. Und nächstens steigt die Kiezen zu Ihnen hinauf und sieht sich die Wäsche von dem Jungen an und die Stiebeln! Hat er jule Stiebel, wo es jetzt schon anfängt, naßkalt zu werden?“

Bohrmann hatte beide Hände der Frau Kiez ergriffen.

„Das hätte ich nicht für möglich gehalten,“ sagte er leise, „daß es gar nicht wehthut... daß man bei einem Menschen betteln kann, ohne daß es wehthut.“

„Recht so! Immer lustig! Sagen Sie's nicht weiter, aber ich will Sie was verraten. Mit dem: an Unwürdige wegschenken, das ist Unsinn; schenken macht immer Spaß, allemal. Wenn aber mal einer kommt wie Sie, ein Würdiger, dann macht's richtige Freude. Und so 'ne Freude, das ist das schönste auf der Welt.“

Frau Kiez rief Siegfried herein und wollte ihm die Taschen vollstopfen. Sie lachte über ihr ganzes rotes Gesicht, weil das Dienstmädchen das schon besorgt hatte.

„Na wart,“ rief sie hinaus und schüttelte sich vor Lachen. „Verfluchte Diebsbande! Euch werd' ich's besorgen.“

Sie drängte Bohrmann, der seinen Abgang nicht finden konnte, mit dem Knaben zur Thür hinaus.

„Schick Deinen Papa bald wieder her. Sonst muß ich selbst kommen, und dann geht's Euch schlecht, dem Papa und Dir. Du, Du kleiner Bohrmann Du. Nu weiß ich, wie Sie heißen.“

XXXIX.

Es war dunkel geworden, als Bohrmann mit seinem Knaben wieder auf der Straße stand. Langsam schritt er dem Dranienburger Thore zu, um von dort nach den Linden zu gelangen, wo sich das Wäschegeschäft befand; diese Rechnung hätte er gern noch heute bezahlt, noch heute. Ob Siegfried noch nicht müde sei? Er werde ihm auf dem Wege die Stadtbahn zeigen und die elektrische Beleuchtung Unter den Linden.

Vom Dranienburger Thor gingen sie die Friedrichstraße aufwärts; der Lehrer machte das Kind auf die endlosen Gasflammen-Linien aufmerksam und erklärte; es war ihm so dankbar und froh ums Herz, gar nicht recht verzweifelt.

„Bist Du auch nicht müde?“

„Gar nicht, Papa,“ sagte Siegfried schlaftrunken.

An der Weidendammer Brücke blieben sie stehen, und Bohrmann zeigte dem Knaben die Stadtbahn; da fuhren glückliche Menschen über die große Spreebücke hinaus zu fremden Völkern. Nicht immer glückliche Menschen.

Das Licht der nächsten Gaslaterne fiel auf die Aufschlag-säule, an der sie standen.

In ernste Gedanken versunken, hörte Bohrmann nicht zu, während Siegfried laut die großgedruckten Theaterzettel buchstabierte. Einen nach dem andren. Plötzlich wurde der Lehrer aufmerksam.

„Die . . . gel . . . be . . . Kat . . . ze Katto . . . wit . . . zer . . . Papa, ist das Onkel Kattowiger? Das . . . hohe . . . Lied . . . Was ist das für ein Lied, Papa? . . . Warum hat Fräulein Reymond mich das nicht gelehrt? . . . Ist es zu hoch für mich?“

Bohrmann blickte hin. Wichtig, es war ja heute die Eröffnung des Kronprinzen-Theaters. Und der Zettel, der dazu einlud, war groß genug und schreiend genug mit seiner gelben Farbe.

Die ganze untere Hälfte des gelbenzettels nahm die Ankündigung der nächsten Neugierigkeit ein.

Voranzeige.

In Vorbereitung: „Das hohe Lied.“

Mysterium in fünf Akten mit Tanz und lebenden Bildern von Dr. Paul Gantinger.

Die erste Aufführung findet am 1. Oktober statt. Vormerkungen zu allen Plätzen werden täglich an der Kasse entgegengenommen.

Salomo, König der Juden Traugott Dracllin.
Balkid, Königin von Saba Ifra Szekal.
Sulamit, ein Hirtenmädchen Gusti Mauerhofer.

Bohrmann las die lange Personenreihe bis zu Ende. Nur vier von diesen Personen hatte er erfunden. Das war nicht mehr sein Stück. Das ging ihm nichts mehr an. Er hatte nichts mehr mit dem Kronprinzen-Theater zu thun.

Sinnend überschritt er die Brücke, dann aber bog er nach rechts ein; er ging dem Ufer entlang, er hatte ja nichts zu veräumen.

Am jenseitigen Ufer rollte Wagen um Wagen nach den Theatern. Bohrmann konnte, obgleich er diese Kunststätten fast nie besucht hatte, seinem Knaben erklären, daß bald die Vorstellungen anfangen, und daß da drüben glückliche Menschen sich beeilen, vor Beginn der Stücke einzutreffen, vielleicht nicht immer glückliche Menschen. Er zeigte dem Kinde das Neue Theater, wenige Minuten später das Lessing-Theater mit seiner hohen Lichtspenderin, dahinter den Weg zum Deutschen Theater. Und weiter führte er den Knaben an dem Kronprinzen-Ufer entlang, bis sie, nicht weit vom Generalstabs-Gebäude, dem Kronprinzen-Theater gegenüberstanden. Dessen weite Loggia strahlte in rotem bengalischen Lichte. Unten vor dem Portal stauten sich die Wagen, Fußgänger eilten zwischen den Pferden hindurch dem Eingang zu, berittene Schutzleute suchten schreiend die Ordnung herzustellen, und in zwei Reihen schoben sich überall Droschken und Equipagen vor.

„Warum ist es hier so hell?“ fragte Siegfried. „Ist das ein Begräbnis?“

Bohrmann fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Kein Erdbeben!“ sprach er leise wie ein Gebet. „Nichts zerstören! Es ist ja schön, zusehen! So von ferne! Nur nicht dazu gehören! Nur nicht dazu gehören!“

Er giug einige Schritte weiter, wo er nicht fern von dem Geländer des Ufers im Schatten eines Baums besser sehen konnte.

Aus den Wagen drüben stiegen Damen und Herren. Sie waren gewiß gepuht. Und berittene Schutzleute sorgten dafür, daß kein Unglück geschah.

„Ich will auch sehen, Papa.“ Bohrmann nahm den Knaben auf die Schulter. Und halb gegen den Baum gelehnt, betrachtete er sich so, von ferne, die Eröffnung des Kronprinzen-Theaters unter der neuen Direktion Gantinger.

Es mußte ein großes Haus sein, Hunderte und immer neue Hunderte von eiligen Zuschauern verschlang es. Dann aber wurde die Reihe der Wagen kleiner und kleiner, das Gewoge vor dem Portal ließ nach; und es wurde still auf dem Platze drüben, fast so still wie hier, wo er zuschaute und nicht dazugehörte.

Vielerlei giug ihm durch den Kopf. Da zupfte ihn Siegfried beim Ohr und sagte leise in aufgeregter Neugier:

„Du, Papa, Frau Spindler hat nicht gelogen. Da geht Fräulein Reymond wirklich ins Wasser.“

„Was sagst Du?“ „Frau Spindler hat es oft gesagt, zu Mama. Und da geht sie ins Wasser. Geht sie alle Tage ins Wasser?“

Bohrmann stand wie gelähmt. Kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt kniete eine schlanke Frauengestalt, hart am Rande der Steinmauer, die ins Wasser hinabging, auf dem Grasstreifen jenseits des niedrigen Geländers. Sie hatte ein weißes Kleid an. Bohrmann versuchte sich nicht zu regen und

nicht zu rufen. Nur den Knaben ließ er, als er strampelte, zur Erde gleiten.

„Fräulein Reymond,“ rief Siegfried, „ich möchte auch sehen!“

Die Gestalt sprang auf. Es war Fräulein Reymond; sie griff mit beiden Händen nach den Schläfen. Dann machte sie eine Bewegung, man konnte nicht wissen, ob sie ins Wasser springen oder davonstürzen wollte.

Da rief Bohrmann heiser: „Siegfried! Um Gottes willen! Er fällt ins Wasser!“ In seinem Eifer war Siegfried selbst dem Rande zu nahe gekommen.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berlin als Handelsstadt im 13. und 14. Jahrhundert.

Seit dem Ende des 12. Jahrhunderts gewann an der Handelsstraße, auf welcher der Austausch zwischen Osten und Westen vermittelt wurde, der eine Zeitlang bis an die Spree, dann über dieselbe hinaus bis an die Oder giug, Berlin-Kölln als Etappe Einfluß. Im 13. und 14. Jahrhundert gab der Städtebund der Hanse dem Handel der nordeuropäischen Länder sein charakteristisches Gepräge und in Norddeutschland wurden Hamburg und Lübeck seine Hauptstationen. Neben ihnen gab es aber auch noch Vororte, welche den Warenaustausch kleinerer Kreise vermittelten, und ein solcher war für das Land an der Spree bis in die Lausitz hinein Berlin. Die günstige Wasser Verbindung mit der Nordsee, die verhältnismäßig leichte Erreichbarkeit der Ostsee befähigten es hierzu. Besonders ward damals in Berlin mit getrockneten Fischen, Oelen, Erzeugnissen der Feld- und Gartenwirtschaft sowie der Viehzucht, mit Wein, Bier und Hopfen gehandelt. Eisenarbeiten und Bronzewaren, Kolonialwaren, gewaschene Wolle, Häute, Felle und dergleichen waren die Haupthandelsartikel.

Aber der Kaufmann befand sich damals rechtlich noch in einer recht schlimmen Lage. Abhängig von dem Schutze des Territorialherrn mußte er es sich gefallen lassen, daß dieser den Handel zu einer einträglichen Abgabenguelle machte. Der umherreisende Kaufmann mußte Abgaben für das Geleite machen, er mußte an den Stadtherrn Einfuhr- und Abgangszölle zahlen. Später wurde dieser Zoll vom Landesherren den Städten oder begünstigten Stellen überlassen. Schon im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts giug der sogenannte Herrenzoll vom Markgrafen an die Stadt Berlin über, der Zuchzoll wurde dagegen dem Jungfrauen-Kloster zu Spandau überlassen. Seit 1298 war das Jusitint der Niederlage hergebrachtes Recht Berlins. Die durchziehenden Kaufleute waren hiernach verpflichtet, an den vom Rat bestimmten Plätzen ihre Waren den Wägern zum Kauf anzubieten, so daß letztere ein Vorkaufsrecht besaßen. Damit die Bürger dieses ihr Recht auch wirklich ausüben konnten, waren die Kaufleute bei ihren Reisen zur Einhaltung bestimmter Straßen, an denen die Niederlagsbegabten Städte lagen, gezwungen; Verstöße hiergegen wurden mit Strafen von dreißig Schillingen geahndet.

Besonders drückend für den Handel waren die Eingangs- und Abgangszölle, welche alle Städte erhoben, um durch Druck auf den fremden Handel den eignen zu entwickeln. Berlin verstand sich aber von diesen Böllen bald zu befreien; seine Kaufleute handelten in allen Städten ohne diese Zollabgabe und auch sonst war der Berliner Rat erfolgreich bestrebt, Wege- und Straßenzölle, wie sie damals der kleinste Grundbesitzer beim Durchzug durch sein Gebiet erhob, zu beseitigen. So erwarb der Rat 1298 käuflich vom Markgrafen Otto den Floßzoll zwischen Berlin und Fürstenwalde, beseitigte einen andern Zoll, den die Ritter der Velle in Saarnund, an der Straße in die Lauche von den Berliner Kaufleuten erhoben hatten, durch einen Vergleich mit den Baltes 1365.

Zu dieser Zeit besaß Berlin bereits sein festgesetztes Handelsrecht. Die Urkunde ist erhalten, in welcher Berlin sein Recht der Stadt Frankfurt mitteilt, was in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschah. Die Urkunde enthält Bestimmungen über das Regiment in der Stadt, über Handelsbedürfnisse und über die Organisation des Handwerks. Drei Hauptquellen ließen das Berliner Handelsrecht entstehen: einmal der Rat, darunter und gestützt durch ihn die Handelsgewohnheit, wie sie sich namentlich in den Zimmungen und gestützt durch das Jusitint der Morgensprachen entwickelte, und diese beiden Faktoren beeinflusst durch das Recht der Mutterstadt Brandenburg.

Für alle Handelsfachen war also der Rat zuständig. Hatte ein Händler beim Kauf betrogen, unrechte Maße, Gewichte angewandt, so kam er vor die Ratsmänner. Und die Strafen, die jene verhängten, waren schwere. Auf Vernichtung der Ware wurde meistens erlauft, dann auch auf Geldstrafe, und es genügte das bloße Ausbieten schlechter Waren, um die Bestrafung herbeizuführen.

Als der ursprüngliche Handel der Stadt mit Agrarprodukten aufhörte, wurde unter den handwerksmäßigen Erzeugnissen das Tuch der Haupthandelsartikel. Dies war in so bedeutendem Umfange der Fall, daß der Gewandschneider bald überall „Kaufmann“

genannt, d. h. der hauptsächlichste Verkäufer in andern Städten war. Den Kaufleuten allein stand die regelmäßige Benutzung des Berliner und Köllner Kaufhauses zu. Hier mußte jeder Kaufmann, der Gewand verkehrte, d. h. Tuch verkaufen wollte, eine Kaufkammer unterhalten. Das Kaufrecht hing an der Kaufkammer, und da nach Berliner Handelsrecht nur die Bürger Kaufkammern im Kaufhause erwerben konnten, so war der Handel ein mit der Erwerbung des Stadtrechts verbundenes Bürgerprivileg.

Zimmerhin war der Kaufmann mehr ein Großist, die eigentlichen Detailhändler waren die Krämer, die das Stadtrecht in reiche und arme einteilte. Während die reichen im „Kramhause“ an getrennten Verkaufsständen die Waren, die sie vom Kaufmann entnahmen, gereinigt und neu verpackt an den Käufer brachten, standen die armen Krämer im Freien oder unter einem Leinwandbuche oder sie zogen mit ihren Körben hausierend durch die Stadt. Sie waren schlecht und recht lebende Proletarier; das Köllnische Stadtbuch, welches Stättgeld von ihnen forderte, setzte ausdrücklich hinzu: „falls sie es zu entrichten im Stande wären.“

Dennoch waren diese Proletarier froh, wenigstens durch Handel zu existieren. Wie viel schlimmer war doch die Lage dessen, der sich nicht im Besitz des Stadtrechts befand. Der Nichtbürger konnte in der Stadt kein Eigen erwerben, die Hauptbeschäftigung mittelalterlicher Kaufmannschaft war ihm verschlossen. Auch in die Zünfte konnte er nicht eintreten und also auch nicht die von denselben hergestellten Erzeugnisse veräußern. Es war eben das Princip des Berlin-Kölnischen Handelsrechts so gut wie dessen anderer Städte, die fremde Konkurrenz nach Möglichkeit fernzuhalten. Den Kaufmann, der kein Stadtrecht hatte, hinderten hohe Zölle, billig zu verkaufen, und nur während der Jahrmärkte traten in den vielen Verkehrsbeschränkungen insofern Erleichterungen ein, als in dieser auch nicht-städtischen Kaufleuten der Gewandschnitt gestattet wurde, und fremde Gewerbetreibende die sonst nur den Zünften vorbehaltenen Waaren in der Stadt verkaufen durften.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— **Blinde Kinder.** Immer muß man darauf aufmerksam machen, daß der Arzt nur dann Blindheit feststellt, wenn ein Auge nicht mehr zwischen hell und dunkel unterscheiden kann. Dieser Zustand tritt ein, wenn der lichtempfindende und lichtleitende Apparat des Auges, darunter Netzhaut, Sehnerv und gewisse Teile des Gehirns in ihrem natürlichen Aufbau zerstört sind. Bei Regelwidrigkeiten im Verlauf des Zeits des Auges, der für den Lichteinfall und für die Lichtbrechung bestimmt ist, Hornhaut, Linse und Glaskörper, können Gegenstände nicht erkannt werden, weil dem Licht der Zutritt zur Netzhaut nur in ganz beschränktem Maße gestattet ist. Trotzdem kann ein solches Auge blind sein, da sein Träger nicht im Stande war, sehen zu lernen, Bilder zu deuten. Die Ursachen der Blindheit der Kinder sind selbstverständlich verschiedene. Man hat angeborene und erworbene Blindheit auseinander zu halten. Zuerst wäre der Mißbildungen höheren Grades zu gedenken, entstanden aus Wachstumsstörungen nach Entzündungen im embryonalen Leben, wodurch fast ausnahmslos dauernde Unmöglichkeit zu sehen gegeben ist. Hierbei giebt es mannigfache Abstufungen, vom vollständigen Fehlen der Augen bis zu Defekten der Augenhäute. Selbstverständlich ist es nicht möglich, in allen Fällen die Ursache der Hemmungsbildungen und Erkrankungen des kindlichen Auges im Mutterleibe zu ergründen, man weiß aber, daß Krankheit der Eltern, Bluterwandtschaft, Vererbung eine Rolle spielen. Wie groß die letztere sein kann, dafür spricht, daß bestimmte Augen-anomalien durch fünf Generationen hindurch beobachtet worden sind. Sehr häufig bringen die Kinder nur die Anlage zur späteren Blindheit mit auf die Welt, so bei bestimmten Netzhaut- und Sehnervenleiden, Staarbildung, die im Lauf der Jahre zunimmt. Erworbene sind die vielen unglücklichen Ausgänge der Bindehaut-Eiterung der Neugeborenen, die bei mangelhafter Pflege die Hornhaut angreift und zerstört. Die Erfahrungen der Neuzeit haben die Ausbreitung dieses Prozesses erheblich vermindert und das Kontingenz an Blinden nach diesem verhängnisvollen Uebel namentlich in Kulturstaaten auf ein Minimum herabgedrückt. Verletzungen eines Auges mit nachfolgender Erblindung des andern sind dank rechtzeitigen ärztlichen Eingreifens seltener geworden, operative Hilfe kann heute dem sicheren Verlusse des Augensichts beim grünen Staar der Kinder vorbeugen, und wird die ägyptische Augenkrankheit einer organisierten Kontrolle unterworfen, dann fordert auch sie seltener Opfer. Ist die Blindheit, auf Zerstörung wichtiger Einzelorgane des Auges entstanden, im Sinne des Arztes vollständig geworden, hat das grellste Sonnenlicht auch nicht den geringsten Einfluß mehr auf das Spiel der Pupillen, so ist die Hoffnung, die Sehkraft dem Kranken wieder zu geben, dahin, und die Wohlthaten des Blindenunterrichts treten in ihre Rechte. Wohl aber sind die vom Laien als Blinde bezeichneten Kinder mit jahrelang andauerndem Lidkrampf, mit Hornhauttrübungen, die noch klare Stellen aufweisen, wie Staarbildung der Behandlung zugänglich.

Das äußere Leiden ist oft Gegenstand von Wunderkuren. Taucht man die nicht selten äußerst vernachlässigten Kinder des östern mit dem Gesicht in kaltes Wasser, so öffnen sie die geschlossen gehaltenen Lider. Zuweilen haben die Kleinen allerdings das Sehen verlernt, und sie gleichen in ihrem Verhalten dem Säugling, in dessen Augen sich die Bilder der Außenwelt widerspiegeln, der aber dieselben zu begreifen erst in Jahren lernen muß. Zumeist lehren solchen Kindern die Erinnerungsbilder wieder. Wenn bei Hornhauttrübungen eine durchsichtige Stelle erhalten ist, so kann durch Ausschneidung eines Stücks der Regenbogenhaut ein Teil der Sehkraft gerettet werden, beim Kinderstaar durch Entfernung der Linse. Eine Hauptbedingung ist, daß die Operation möglichst frühzeitig ausgeführt wird, da mit dem Hinausschieben die Hoffnung auf eine möglichst große Sehtüchtigkeit immer geringer wird. Ein Sinnesorgan, das nicht von früh auf geübt ist, bleibt im allgemeinen immer ein schwaches. —

Astronomisches.

ss. Der neue Komet, der am südlichen Himmel entdeckt worden ist und zuerst von der Sternwarte in Kapstadt als ein glänzender Himmelskörper beobachtet wurde, ist dadurch besonders merkwürdig, daß er einen dreifachen Schweif besitzt, der sich über die beträchtliche Länge von 10 Graden erstreckt. Der Kern des Kometen ist so hell, daß er noch lange nach Sonnenaufgang gesehen werden kann. In den letzten Tagen ist der Haarstern auch an der Perkes-Sternwarte bei Chicago beobachtet worden. Er steht nach den neuesten Berichten etwa 15 Grad nördlich von der Sonne und erscheint 20 Minuten vor Sonnenaufgang am Himmel und bleibt noch 15 Minuten nach Sonnenaufgang sichtbar. Es handelt sich also um einen recht bedeutenden Kometen, der vermutlich zu derselben Familie dieser Gestirne gehört, zu der auch die großen Kometen vom März 1843 und vom September 1882 gerechnet werden. Diese beiden tauchten ganz plötzlich am Himmel auf, als sie sich der Sonne genähert hatten, und hatten ihren Weg wahrscheinlich mitten durch die Sonnenkorona genommen und dann Schweife von außerordentlicher Länge ausgesandt. Der neue Komet mit seinem dreifachen Schweif ist vielleicht als ein Teil eines größeren Kometen zu betrachten, der durch ungleiche Wirkung der Sonnenanziehung auf seine verschiedenen Teile gleichsam zerrissen worden ist. Da der Komet wahrscheinlich noch mehrere Monate lang sichtbar bleiben wird, werden noch viele Beobachtungen über ihn gesammelt und auch bestimmtere Aufschlüsse über seine Natur gewonnen werden können. —

Humoristisches.

— **Sonntagsvergnügen.** „Was treibst denn allatweil am Sonntag, Mali?“
„Wenn i frei bin, geh i am Friedhof von oaner Leich' zu der andern und da woan i überall mit.“ — (Simpl.)
— **Heiratsgesuch.** Im „Neustädter Kreisboten“ stand dieser Tage das folgende Inserat: „Verzliche Bitte. Verheirateter Schneidermeister in bedrängten Verhältnissen sucht für einen seiner Kunden, Cavalier, passende Heiratspartie. Gewünscht 40 bis 50 000 Mark Vermögen, erforderlich aber mindestens 500! Offerten unter „Schulden“ postlagernd.“ —

Notizen.

— Die vierte Tagung des Internationalen Verlegerkongresses wird in Leipzig vom 10. bis 13. Juni stattfinden.
— „Der Frauenarzt“, ein Einakter von Elisabeth Meyer-Fürster, wird demnächst im Bunten Theater zusammen mit „In der Redaktion der Frauenzeitung“, einem andern Einakter derselben Verfasserin, aufgeführt werden.
— Die diesjährigen Dirigenten der Bayreuther Festspiele sind Hans Richter und Siegfried Wagner, welche den „Ring“, „Wotkl“, der den „Holländer“, und Dr. Wud, der den „Parisfal“ dirigieren wird.
— a. Die diesjährige Secessionsausstellung bringt nach Angabe des Katalogs 303 Gemälde, Pastelle etc. und 48 Bildwerke. Nach dem Tode von Bödlin und Leibl hat die Künstlervereinigung nur noch drei Ehrenmitglieder: Adolf Hildebrand, Memier und Hans Thoma; die Zahl der ordentlichen Mitglieder beträgt 62, als außerordentliche (korrespondierende) Mitglieder werden 96 bezeichnet.
— Der Verein für deutsches Kunstgewerbe schreibt auf Veranlassung des Verbands Berliner Specialgeschäfte Preise von 300, 200 und 100 Mark für die besten Entwürfe zu einem Verbandszeichen für diesen Verband aus. Alles Nähere teilt die Geschäftsstelle des Vereins (Künstlerhaus, Bellevuestr. 3) mit.
— Der Verein der Kunstfreunde in Lübeck schreibt Preise von 2000, 1500, 1000 und 500 M. für die besten, im Charakter des Lübecker Straßenbildes gehaltenen Fassadenentwürfe aus.
— In Karlsbad wird vom 10. August bis Anfang September eine allgemeine Hygiene-Ausstellung veranstaltet, die der Gesundheits- und Krankenpflege, der gesamten Nahrungsmittel- und Getränke-Industrie, sowie dem Sport und Fremdenverkehr gewidmet ist. —